

Sind wir Strebermigranten?

Wie das Buch „Wir Strebermigranten“ von Emilia Smechowksi Anlass gibt, über ein postmigrantisches „wir“ nachzudenken – ein Gedankenfluss

Ein Abend im September 2017, Emilia Smechowski hat gerade aus ihrem ersten und soeben erschienenen Buch „*Wir Strebermigranten*“ gelesen. Zur Premiere hatte sie auch uns, die Initiative *Zwischen den Polen*, in die Berghain-Kantine eingeladen. Ihr Buch ist eine Erzählung eines komplizierten Nachspürens in biographisch-essayistischer Form; es geht um Emotionen des „wir“, zunächst eines gescheiterten Familien-„wir“, dann eines sich neu formierenden „wir“ mit Weggefährten. Und es geht um den Versuch einer „De-Assimilation“. Dieser Versuch ist mehr als nur der Rede wert, er wühlt auf. Denn Emilia glaubt zutiefst *nicht* an die Assimilation; diese sei – und sie schildert es anhand ihrer eigenen Erfahrungen – ein Trugschluss, dabei jedoch einer, der ihr Leben über viele Jahre begleitete und prägte.

Auch während der Lesung geht es zunächst um das „wir“, das Emilia mit ihrer Familie teilte. Die Familie, das waren damals sie, ihre Schwester, und ihre Eltern. Sie verließen 1988 Wejherowo, bei Danzig, als Emilia knapp fünf Jahre alt war. Bereits mit sechzehn Jahren brach Emilia mit diesem familiären „wir“, zu dem mittlerweile eine weitere kleine Schwester gehörte, die in Berlin geboren worden war. Emilia brach mit dem Lebensstil der Eltern, den sie als zu materialistisch, streng und kühl kritisierte. Es fing damit an, dass die Kinder draußen kein Polnisch sprechen sollten – es galt das „pst“ der Eltern. Emilia verstummte und sprach bald kein Polnisch mehr. Der Wohlstand, in dem sich die Smechowskis schon nach wenigen Jahren eingerichtet hatten – Emilias Eltern sind Ärzte, die sehr bald feste und aufstiegsreiche Arbeitsanstellungen erlangten – konnte nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Familie ihren Zusammenhalt verlor, dass sie mit Wejherowo anscheinend eine Unbefangenheit, ihr Lachen, zurückgelassen hatte.

Es ist nicht möglich, dieses Buch als einen Einblick in intime Details einer persönlichen Geschichte abzutun. Schon deshalb nicht, weil die Schilderung des Lachens, das im Familiennachnamen enthalten ist (*śmiech* bedeutet Lachen), das „etwas irre klang und typisch war für uns“, nur auf den ersten Blick leicht unterhält. Es berührt, wenn Emilia davon erzählt, wie es wohl ein letztes Mal möglich war, ausgerechnet auf den Bänken einer polnisch-katholischen, diasporischen Kirche in

Berlin durch geschwisterliches Kichern die Eltern, die gerade noch ernst blickten, zum Mitlachen anzustecken.

Dieses verlorene Lachen lässt tieferreichende Fragen stellen, wie es dazu kam, dass dieser Familie Leichtigkeit und Ironie abhanden kamen, dass sich Nischen und Zwischenräume auflösten, dass Reflexion und Rückblick keinen Raum fanden. Um was für einen Schmerz, welche Traurigkeit handelt es sich? Emilia lässt teilhaben an dem Abbruch und Ausdünnen von Beziehungen: sie sah ihren Kindheitsfreund nicht mehr, und die Bindung an die ihr so nahe stehende Oma ging beinahe verloren. Parallel dazu lässt sie teilhaben an ihrer Entfremdung von ihren Eltern. So sind es miteinander verflochtene Orientierungspfade hin zu einer schwer zu erbringenden Antwort, die Emilia beschreitet und beschreibt.

Sie beschreibt die Leidenschaft ihres Vaters für Musik und *seine* Weise, sie auszuleben. Dazu gehört es, einen Elektronikmarkt aufzusuchen, sobald er eine fremde Stadt erkundet. Emilia, selbst musikbegeistert, bringt in knappen Sätzen die Distanz auf den Punkt: „*Mir macht das Kopfschmerzen. Mein Vater liebt es.*“

An einer anderen Stelle beschreibt sie, wie ihre Mutter in einem kleinen Ferienbungalow beim Besuch der Großeltern in Polen allen Alltagsstress beim Fußballgucken hinter sich lässt, und ihrer ausgelassenen Fanbegeisterung freien Lauf. Es ist ein Spiel, bei dem Deutschland im Halbfinale auf dem Weg zur Weltmeisterschaft steht. Die Mutter bemerkt nicht, dass ihre lautstarke Für-Deutschland-Euphorie, die sich in einem „*Jetzt werden wir Weltmeister!*“ entlädt, Emilia unangenehm ist; es ist auch der Oma unangenehm, was allein Emilia zu merken scheint; ihr ist es peinlich: „*ich fühlte nicht, was meine Mutter zu fühlen schien. Das war nicht meine Mannschaft.*“

Emilia betont, dass ihr früher Auszug aus dem Elternhaus „*nicht allein die Rebellion eines Teenagers*“ war: „*Es war auch eine Absage an die Art, wie wir in Deutschland lebten.*“ Es falle ihr kein besseres Wort für den Lebensstil ein, den sie ab 1988 führten, als nämlich „*Strebermigranten*“. So unmöglich es ist, ein Rumoren, das nicht polnisch und nicht deutsch ist, und doch irgendwie mit Polen und Deutschland zu tun hat, aus der Familiengeschichte herauszufiltern, so nachvollziehbar, so lesbar wird es in Emilias Erzählweise. „*Wir Strebermigranten*“ spornt zum weitergehenden Nachdenken und Diskutieren ein, gerade auch weil Emilia uneindeutig belässt, woher der Hang ihrer Eltern zum übertriebenen Leistungsstreben zuvorderst herrührt.

Hatten sie diesen Hang aus dem sozialistischen Polen, von dem sie sich abwendeten, ‚importiert‘? War er bereits stark in den Charaktereigenschaften angelegt und erfuhr durch die Migration nur einen Verstärker? Wurde er maßgeblich durch die Verheißungen der westdeutschen Konsumgesellschaft genährt oder stärker noch durch die bundesrepublikanische Bevorzugungs- und Vorschusspolitik gegenüber Aussiedlern?

Geht es überhaupt so zentral um die Eltern, nicht vielmehr um Emilias eigenes Leistungsstreben, nun eins, mit dem sie die Sichtbarkeit ihrer Biographie herbeiführt und in Diskurse um Migration und Integration einzuspisen versucht?

Diese letztere Frage nach ihrer eigenen Strebsamkeit muss Emilia bei der Premiere und auch bei weiteren Lesungen beantworten – und klar: in ihrer Auseinandersetzung mit dem „wir“ weist Emilia das Strebertum nicht alleinig ihren Eltern zu. Sie könne ihren Eltern die Scham und den Glauben an die perfekte Anpassung nicht vorwerfen, denn sie wisse nicht, wie sie sich selbst in deren Situation, in den 1980er Jahren, vor dem Mauerfall, verhalten hätte; zudem bliebe sie bei aller eingenommenen Distanz zu ihren Eltern deren Kind; sie sei keineswegs frei von strebsamen Bemühungen, mit denen sie immer wieder hadere.

„*Wir Strebermigranten*“ ist ein Wagnis, weil die These des „*Strebermigranten-Wir*“ zum Assoziieren verleitet. Von der Initiative *Zwischen den Polen* hören sechs Frauen in etwa Emilias Alter, darunter auch ich, aufmerksam zu. Jede hebt einen anderen Aspekt hervor, der auf unser vages „wir“ verweist. Es ist ein „wir“, auf das uns einige biographische Überschneidungen nicht festzuschreiben vermögen. Es lebt vielmehr von unseren Freundschaften als von der Tatsache, dass wir gelegentlich polnische Worte und Wendungen in unsere Gespräche einfließen lassen.

Mehrere von uns sind wie Emilia per „Aussiedlerticket“ in den 1980er Jahren nach Deutschland gekommen, andere in unserer Initiative sind über gut zwei Jahrzehnte lang Ausländer gewesen, oder erhielten damals Asyl, oder wuchsen zunächst in der DDR auf, oder waren in Westdeutschland oder in der DDR geborene Kinder ‚gemischter‘ Eltern. Einige von uns wollen die Tragweite der Aussiedlerticketierung vertiefen, wohl wissend, dass diese weiterhin unzureichend erforscht ist; andere setzen beim Streben der Eltern an, das auch ohne Aussiedlergrundlage stattfand, ein Streben, das sich auch ohne so hohe materielle Errungenschaften und ohne so radikale Fokussierung auf das Deutschwerden wie in

Emilias Familie möglicherweise besser als ein Hadern mit dem ‚Ankommen‘ oder ein Ankommen-Wollen gegen einen subtilen inneren und äußeren Widerstand diskutieren ließe.

Doch selbst die Scham, die in nahezu allen unseren Lebensgeschichten eine zentral große Rolle spielt, ist ein Thema, das sich eng an die Migration schmiegt und damit an die Lebensgeschichten unserer Eltern. Sie waren es, die damals die Entscheidung zur Migration fällten. Und wir schämten uns in unserer Kindheit und Jugend vielleicht gerade dann, wenn es unsere Eltern nicht taten, und umkehrt. Vielleicht besonders dann, wenn wir selbst Eltern werden, treten die Erzählungen aus der Kindheit zurück, sie machen Platz für gegenwärtige, gewandelte. Das eigene Kind auf dem Spielplatz in Berlin auf polnisch zu rufen, obwohl die eigenen Eltern es damals vermieden haben – oder bis in die Gegenwart gegenüber dem Enkelkind vermeiden – ist das ein spätes Aufbegehren gegen die Scham? Vielleicht geht es vor allem um die praktische Frage, wie sich Mehrsprachigkeit gestalten lässt im Fall eines schon etwas verkümmerten Polnisch.

Emilia beschreibt am Ende ihres Buchs, wie sie rot wird, als ihre Tochter im Zug nach Wejherowo plötzlich laut deutsche und polnische Wörter mischt; dies sei *„der alte Reflex“*, kurz darauf geht ihr befreiend auf, dass es *„kein Protokoll für Deutsch-Polnisch-Mischmasch“* gäbe. Einerseits liest sich diese Stelle im Buch wie ein Schließen eines Kreises: Emilia lacht, und ihr Lachen erinnert sie an das ihrer frühen Kindheit. Das Einengende, Beklemmende ihrer Migrationsgeschichte ist überwunden. Andererseits lese ich an dieser Stelle die Fortsetzung einer Migrationsgeschichte unter veränderten Vorzeichen: Früher stand Emilias Geschichte im Zeichen des Fußfassens und Etablierens ihrer Eltern, die dabei extrem auf Materialismus, Geradlinigkeit und Eindeutigkeit setzten, heute geht es um das Experiment der Mehrsprachigkeit, das Emilia offensiv-suchend, nicht festlegend, balancierend unternimmt. Es sträubte sich etwas in ihr dagegen, dass das Familienpolnisch mit ihrer Generation zu enden drohte; mir erscheint sie gerade auch deshalb als ‚neue‘ Strebermigrantin.

Es ist, als würden wir eine Art Migrationsentscheidung für uns selbst fällen, anders als damals unsere Eltern: wir wechseln nicht den Ort, aber wir arbeiten an unserer Haltung gegenüber den Orten, zu denen wir ‚gehören‘, wir bleiben mobil. Wir gestalten unsere Freiheit, wir streben nach ihr, und benennen die Hürden, die wir dabei wahrnehmen, darunter auch unsere eigenen Verstockungen und Unsicherheiten,

in Emilias Worten: „*die alten Reflexe*“. Wenn so viele Facetten der eigenen Geschichte über Jahre nicht offen gelegt wurden, sich nie ein Resonanzraum für die Emotionen fand, die uns begleiteten, folgt der Schritt in die Öffentlichkeit einer logischen Konsequenz.

So hat die ZEIT-Journalistin Alice Bota im Buch „*Wir neuen Deutschen*“ darüber erzählt, welche Emotionen es bei ihr auslöste, das Polnische „*stillzulegen*“, weil es „*nicht so viel wert war wie das Deutsche*“. Es sei Wut, die sie motiviere, sich mitzuteilen.

Der Schriftsteller Matthias Nawrat betont im Vortrag „[Grenze und Utopie](#)“ die Unmöglichkeit, eindeutig auf die ihm häufig gestellte Frage zu antworten, ob er sich als Deutscher oder Pole fühle. Gerade beim Schreiben merke er, dass ihn seine polnische Kindheit nicht loslasse. In einem kleinen Schreibexperiment ersetzte er einige deutsche Namen durch polnische und staunte über den Effekt: „*Der Satz ist nicht viel anders als die anderen. Aber etwas an diesen Namen öffnete plötzlich etwas in mir, eine Art Kammer, in der eine Ahnung gewartet hatte.*“

Die Schriftstellerin Alexandra Tobor wiederum schreibt in ihrem Artikel „[Made in Poland](#)“ wie sie nach der Veröffentlichung ihres ersten Romans gelernt und verinnerlicht habe, dass es „keinen Markt für die Geschichten polnischer Migranten“ gäbe, wie riskant und unbeliebt es sei, diese Geschichten zu erzählen, wie sehr Verlage und Marketing-Abteilungen davon abrieten. Sie träume davon, sich nicht mehr dafür rechtfertigen zu müssen, Bücher über ihren Migrationshintergrund zu schreiben. Polen seien in Deutschland „*keine Marke*“, es herrschen Stereotype und Proletarisierungen vor, was es schwierig mache, sich aus der eigenen Einsamkeit heraus mitzuteilen.

Alle hier genannten Schreibenden betonen ihre gefühlte Nähe zu anderen Migranten auf individuelle Weise. Alexandra geht so weit, zu sagen, dass sie als Teenager „*die sichtbaren Anderen*“ beneidete, sie wollte „*eine Schwarze sein, eine Jüdin, ein Mädchen mit Kopftuch*“, sie sehnte sich nach dieser „*ganz normaler Neugier*“, von der sie wisse, dass ‚die sichtbaren Anderen‘ sie häufig als übergriffig empfinden. Gerade diese Ambivalenz, sich nach dem wahrnehmbaren Anderssein zu sehnen und zugleich zu ahnen, dass dieses Sehnen eigentlich nicht ausgesprochen werden dürfe, verdeutlicht, welcher Balanceakt es ist, sich nicht beschämt zurück zu ziehen und doch das Wort zu ergreifen, die eigene Andersartigkeit auszuloten und zu

beschreiben; zu ihr zu stehen, und vielleicht sogar auch, gerade bei skeptischen bis ablehnenden Reaktionen, darauf zu bestehen, dass es sie gibt.

Emilia thematisiert ihre gefühlte Nähe zu anderen Migranten, wenn sie von Kollegen erzählt, die ihre Migrationserfahrung auch in der dritten Generation, ob als inhaltliches Thema oder als allgemeine Inspiration, mit Selbstbewusstsein und Verve in ihre journalistische Arbeit einfließen lassen. Wieso hatte sie einen solchen Weg für sich selbst über so eine lange Zeit nicht gesehen? Und sie beschreibt, wie sie es sich nicht verkneifen konnte, bei einem Interview mit syrischen Flüchtlingen auszusprechen, dass sie in eben diesem Aufnahmelager in Berlin-Marienfelde einst auch gelebt hatte. Sie bereut es sofort, es ist wieder eine reflexartige Scham. Sie muss sich fragen, was sie sich da anmaßt – sie, die ‚Luxusmigrantin‘. Emilias Blick auf die Migranten, denen sie begegnet, zeigt, wie das Thema der Migration von Statusfragen durchzogen und differenziert ist und er öffnet zugleich die Augen dafür, dass wir uns auf der Schwelle zu einer postmigrantischen Gesellschaft befinden.

Laut der Migrationsforscherin Naika Foroutan zeichnet die postmigrantische Gesellschaft aus, dass das alte Verständnis der *einseitigen* Integration in Teilbereiche der Gesellschaft (soziale und sprachliche, strukturell-ökonomische, politische) abgelöst wird von einem Verständnis der *beidseitigen* Integration. Entsprechend dieser Vorstellung, die eigentlich schon lange bekannt ist, vereinbaren die bereits Anwesenden zusammen mit den Neuhinzugekommen, was sich wandeln und wie entwickeln sollte. Integration betrifft die Gesellschaft insgesamt. Laut Foroutan zeichnet sich das postmigrantische gegenwärtig praktisch am deutlichsten in „*neuen Allianzen*“ ab, in denen migrantische *communities* und Verbände auf Augenhöhe mit nicht-migrantischen zusammenarbeiten, womit die hierarchisierende Aufteilung in migrantisch und nicht-migrantisch obsolet werde.

Mit Emilias Familiengeschichte geht es zwar nicht um die Arbeit in *communities* und Verbänden, aber aus ihrem persönlichen Blickwinkel stellt sie die Frage in den Raum, welche Integration gesellschaftlich gewünscht sei. Das Streben ihrer Eltern nach Wohlstand und Anpassung – und dafür herrschten politisch günstige Bedingungen, besonders wohl für Polen, die sich als Aussiedler registrieren konnten – dieses Streben war in Emilias Worten wie ein „*wahr gewordene Traum der CSU*“. Es ließ blind werden für jede nicht-materielle Bereicherung. Doch keine noch so perfektionierte Integration in vielen gesellschaftlichen Teilbereichen ersetzt ein Gefühl des Ankommens. Auch das macht Emilias Erzählung deutlich.

Ankommen und „wir“-Gemeinschaften bilden sind Ambitionen, die in der Regel konservativem Gedankengut zugeschrieben werden. Emilia hält sie jedoch der konservativen Politik entgegen. Ihre Erfahrungen mit „wir“-Gefühlen haben wenig mit bedrohlichen Käfigen gemeinsam, denen man nicht entfliehen kann. Sie sind fragil und vage. Flucht und Abbruch sind in ihrer Erfahrungswelt real. Emotionen, die folgen, sind nicht nur schmerzlicher Verlust, sondern auch Bereicherung, Regeneration, Reibung, Resonanz, neue Zugehörigkeiten und Inspiration. Diese Erfahrungen lassen grundsätzlicher über die Bedeutung von „wir-Gefühlen“ nachdenken.

Gerade indem Emilia es vermeidet, exklusiv von ‚Streber-Polen‘ oder von ‚Streber-Aussiedlern‘ zu sprechen und indem sie ihre gefühlte Nähe zu nicht-polnischen *Migranten* stark macht, gerade mit dieser sich durch das Buch ziehenden Unschärfe provoziert sie Anschlussmöglichkeiten für eine postmigrantische Reflexion.

Ein postmigrantisches „wir“ ist aber nicht automatisch gegeben, wenn allein eine Ähnlichkeit oder ein Berührungspunkt zwischen Migranten und Nicht-Migranten aufgegriffen wird. So ist einem Rezensenten aufgegangen, dass Emilias Familie an westdeutsche Familien der 50er Jahre erinnere. Es schwingt dabei mit, dass Migranten aus Polen nicht ewig Migranten bleiben; sie teilen vieles mit Deutschen, sie verschmelzen zu einem deutschen „wir“. „*Wir Strebermigranten*“ verleitet also auch zu solcherart „wir-Perspektive“. Doch diese „wir“-Perspektive ist eine verkürzte, vor allem ist sie keine kommunikative. Es ist das Thema der Strenge des Vaters, das sich hinter dem 50er-Jahre-Vergleich verbirgt. Dieser Vergleich hinkt, wenn er nicht hinterfragt, warum Emilia es an eben dieser Stelle bevorzugt, die Nähe zu anderen (türkischen) Migranten zu betonen. Er hinkt des weiteren, weil er außer Acht lässt, dass es Emilia nicht clichéartig darum ging, sich als Frau gegen ihre Eltern zu emanzipieren, einen Bildungsaufstieg durchzusetzen (Emilias Mutter arbeitete als Ärztin, ihre Oma war Professorin). „Wir“-Identifikationen sind scheinbar schwer auf einen Nenner oder ein einfaches Label zu bringen, sie erfordern Rückfragen, ein ins-Gespräch-Kommen.

Die Frage eines postmigrantischen „wir“ beschäftigt mich, während ich der Lesung und dem Gespräch zwischen Emilia und der Moderatorin zuhöre. Ich frage mich, wie weit ich Emilias „Strebermigranten-Wir“ folge und mich darin wiederfinden kann. Schafft es dieses „wir“, nicht zu separieren, Migranten von Nicht-

Migranten, Strebermigranten von anderen Migranten, sondern Menschen näher zu bringen, Integrationspolitiken kritisch zu reflektieren?

Dieser Gedankenfluss stockt, als Emilia auf dem Podium äußert, dass die Frage nach ihrem Polnisch- und Deutschsein, wie viel prozentig sie das eine und das andere sei, ihre „*persönliche Hass-Frage*“ sei, mit der sie viel zu häufig konfrontiert werde. „Keine Sorge, diese Frage werde ich nicht stellen“, erwidert die Moderatorin, doch prompt geht es in ihrer nächsten Frage um die „*Anteile, die in polnischen Stereotypen besonders aufleuchten und stimmen würden*“. In diesem Moment droht die Veranstaltung aus meiner Sicht zu kippen; ist die Orientierung an Anteilen, Stereotypen, vermeintlich unterhaltsamen Karikaturisierungen des Migrantischen notwendig? Sie scheint mir nicht hilfreich, nicht wegweisend zu sein. Emilia scheint kurz davor, aufzuseufzen, und nimmt in ihrer Antwort eine sanft ironische Wendung vor.

Damit und vor allem auch mit der Diskussion im Publikum atme ich auf. Es geht nicht um Stereotypisierungen und Separationen. Das suggerierte „wir“ ist zu vage, zu uneindeutig, es zwingt kein Miteinander auf, auch wenn es dieses ‚en route‘ schätzt; es sucht die Freiheit der individuellen Selbstentfaltung.

Deshalb sitze ich einige Tage später, im Oktober, in der Neuköllner Buchhandlung buchbund zu einer weiteren Lesung und freue mich über Nina Müllers einleitenden Satz: es gehe in Emilias Buch um eine Familiengeschichte; Energie und Tiefgang ließen sie an den kanadischen Filmemacher Xavier Dolan denken. Wunderbare Assoziation, denke ich, die zu allererst den Fokus auf Migration und Deutschland und Polen herausnimmt und sich damit einem postmigrantischem „wir“ öffnet. Zum Schluss stellt sie eine Frage, die ihre siebenjährige Tochter beschäftigte, nachdem sie von Emilias Geschichte erfahren hatte: wann habe Emilia zum ersten Mal wieder angefangen, polnisch zu sprechen? Es sei in Rom gewesen, berichtet Emilia, man habe in ihrem Italienisch heraushören können, dass ihre Muttersprache polnisch gewesen sei. Diese ihre Überraschung während eines Aufenthaltes in einem anderen Land, nicht in Deutschland und nicht in Polen, sagt etwas über die Verslossenheit nicht allein der Sprachkenntnisse, sondern auch ihrer Geschichte aus, über die Emilia ins Gespräch kommen möchte.

Zur Lesung sind wieder einige Frauen von *Zwischen den Polen* sowie weitere ‚Migranten der zweiten Generation‘ gekommen. Es melden sich ihre Eltern zu Wort, Menschen aus Polen sowie anderen Orten der Welt, Menschen die am Thema

interessiert sind, einige wissenschaftlich, beruflich, andere aus rein persönlichen Gründen. Einige sind fest in der Berliner deutsch-polnischen Szene verankert, viele, so wie Emilia am Anfang ihrer Recherche zu ihrem Buch, gar nicht. Wir werden sicher auch zur Lesung in den Club der Polnischen Versager im November gehen.

Katharina Blumberg-Stankiewicz

2. November 2017